

In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 241.

Posen, den 19. Oktober 1928.

2. Jahrg.

Copyright by Carl Duncker, Berlin.

Zu neuen Ufern.

Ein Film- und Rundfunk-Zukunftsroman
von Felix Neumann.

10. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Ich werde über diesen Vorgang schweigen, und was ich verspreche, halte ich! Gehen Sie an Ihre Aufgabe, die Ihrer heute abend harri! Wir dienen alle der Kunst, jeder auf seinem Posten! Lassen Sie uns zusammengehen, anstatt gegeneinander zu wüten!“

Jutta erhob sich und strich das Haar aus der Stirn. „Ich — weiß nicht, wie das über mich kam! Ich bin so furchtbar erregt! Vergessen Sie diese häßliche Szene!“

Leicht neigte sie zum Gruß das Haupt und ging.

In fieberhafter Eile beseitigte Gisela die Störung, dann sank sie erschöpft neben dem Sender nieder.

In Reuths Wohnung waren indessen die Gäste eingetroffen.

Zuerst Dr. Gregorius, der dem Ingenieur mitteilte, daß der Verlag seiner Zeitung ein längeres Schreiben an Biblis richtete und ihn aufklärte, warum der Kritiker der Uebertragung beimwohne.

Dieser Brief entlastete Reuth, so daß kein Makel auf ihn fiel, als ob er hinter dem Rücken des Geheimrats eine Indiskretion begangen habe.

Der Kritiker und die anderen Herren begrüßten sich höflich, aber mit einer Kühle, die plötzlich erwachtes Mißtrauen schafft.

Dann verständigte sich Biblis und der Doktor dahin, daß Gregorius sich mit dem Geheimrat über die Art der Veröffentlichung möglichst einigen wolle, um Börsengerüchten und sonstigen Tatarennachrichten rechtzeitig einen Riegel vorzuschieben.

Im Laufe des Abends fiel es Reuth auf, daß die Stimmung, in der sich Biblis befand, nicht die beste war.

Der Geheimrat war stiller als sonst. Er konnte das Ereignis am Nachmittag, diesen heftigen Zusammenstoß mit Jutta, nicht vergessen.

Außerdem weckte die Anwesenheit des Doktors seine Sorge.

Daß Reuth nichts verraten hatte, schien erwiesen. Er traute weder dem Ingenieur noch Fräulein Ruhland einen Bruch des gegebenen Versprechens zu.

Woher hatte nun Gregorius seine Kenntnisse?

Es waren so viele Leute schon mit dem Apparat in Berührung gekommen, Theaterpersonal, Handwerker, Monteure, Elektrotechniker, daß die Möglichkeit, das Geheimnis zu hüten, in immer weitere Ferne rückte.

Daher mußte unbedingt heute die Entscheidung fallen.

Wenn das „Allgemeine Tageblatt“ die Sensationsnachricht brachte und gleichzeitig meldete, daß die Erfindung in die Hände des Bühnentrustes übergegangen sei, so konnte das die wirtschaftliche Stellung des „Norddeutschen Bankkonzerns“ nur stärken.

Reuth hatte die Herren um den Tisch gebeten und bewirtete sie mit einem Glase Wein. Aber es lag etwas Abwartendes, Gespanntes über der kleinen Gesellschaft.

Man unterhielt sich von technischen Fragen, und Biblis ertappte sich dabei, daß seine Gedanken immer und immer wieder Jutta umkreisten.

Hatte er nicht unrecht getan, sie über Gebühr angefahren, als er ihr ihren Troß vorwarf?

Jetzt war sie wohl im Theater und kleidete sich um. Sie trat ja erst im zweiten Akt auf.

Nun war es kurz vor acht Uhr. Biblis Unruhe steigerte sich.

Der Ingenieur bat die Herren, ihre Stühle vor den Apparat zu rücken und warf den großen Umschaltehebel auf „fertig“.

Der wundervolle Vorhang der Volksoper tauchte magisch auf. Man hörte das Stimmen des Orchesters und alle Laute aus dem Parkett.

Und nun vernahm man ein kurzes scharfes Klopfen. Generalmusikdirektor Plessen gab für seine Leute das Zeichen.

Eine tiefe Stille trat ein, die Ouvertüre begann.

Dann teilte sich der Vorhang.

Man sah die hell erleuchtete Festhalle des wendischen Gaugrafen.

Im Vordergrunde saßen an Tafeln die Gefolgsmannen, tranken und würfelten.

Biblis hatte sich weit vorgeneigt und folgte mit Spannung den einzelnen passenden Szenen, diesem Glücksspiel zwischen dem Grafen Ingold und seinem ersten Gefolgsmann Bertun, der schließlich selbst sein Weib Ingeborg an den Lehnherrn verliert.

Seinersdorf blickte dem Geheimrat über die Schulter, Corbach, der Kettenraucher, ließ seine Zigarre kalt werden und merkte es nicht.

Man schwieg und — erlebte in fassungslosem Staunen.

Abseits saß Gregorius.

Für ihn, der solcher Vorführung zum ersten Male beiwohnte, erschloß sich eine völlige fremde Welt.

Man war übersättigt mit Rundfunk und Kino, man hörte täglich die besten Darbietungen in Theatern und Konzertsälen. Kümmerliche Revuebasterde, ohne jeden Geist, jagten sich gegenseitig tot und erzeugten in den Unglücklichen, die berufen waren, sich diese Dinge ansehen zu müssen, einen geistigen und körperlichen Ekel.

Es mußte schon etwas ganz Außerordentliches sein, was die Gemütsaiten eines abgebrühten Kritikers ins Schweigen brachte.

Und hier — in der Werkstatt Reuths geschah das Unfassbare.

Der Doktor hatte die Arme verschränkt und blickte auf das kleine Wunder, das sich vor seinen Augen vollzog.

Er schlug sich einmal gegen die Stirn, um sich zu überzeugen, daß er nicht träume.

Nein — er sah nicht im Parkett der Volksoper, sondern in Zehlendorf und erlebte etwas noch nie Dagewesenes!

Wielange würde es dauern, und die Szenen, die jetzt verkleinert auf der Glasplatte erschienen, würden sich in gleicher Plastik in Lebensgröße übertragen lassen.

Das war eigentlich nur eine Kostenfrage.

In die Stille, die herrschte, fiel hin und wieder ein kurzes Wort des Doktors, ein Ausruf, der seine Bewunderung kund tat.

Als der Schlusschor des Aktes verhallte, und Ingeborg sich rüstete, die Geliebte, die er im Spiel gewann, heimzuholen auf seine Burg, schloß sich langsam der Vorhang. Die Herren erhoben sich und umringten Reuth.

Der dankte bescheiden und verwirrt für die Glückwünsche.

Gregorius war ganz aus dem Häuschen.

„Wie ein Spuk kommt mir das vor! Wie ein Mittsommernachtsjpu!“

„Mann, wie haben Sie das fertig gebracht!“

Und immer und immer wieder schüttelte er Reuth die Hand.

In der Pause, die nun folgte, trank man, stieß miteinander an, und bereitete sich auf den zweiten Aufzug vor.

Und gegen neun Uhr war es so weit.

Die Gäste nahmen ihre Plätze wieder ein, das Orchester begann.

Vorhang! Biblis starrte mit zusammengepreßten Lippen auf die ihm bekannte Szene.

Das Frauengemach in Bertuns Burg! Im Hintergrunde weite Säulen und Türen. Am Fenster das Ruhebett, auf dem Ingeborg liegt.

Biblis atmete erleichtert auf.

Die Künstlerin, die sich soeben aufrichtete, um ihre große Arie zu singen, war Jutta! Sie hatte also die Aufregung überwunden und sich zu ihrer Aufgabe zurückgefunden.

Der greise Seher Gerbot trat vor seine Herrin.

Und Ingeborg Jutta sang:

„Draußen sinkt leise
Der Sonnenwendnacht
Heiliger Schleier hernieder
Wieder zum Preise
Der Götter Macht
Tönen der Liebe Lieder — —.“

Der Ingenieur rückte unruhig auf seinem Stuhl, erhob sich dann und drehte am Lautsprecher.

Die Wiedergabe war so merkwürdig flackernd und schwach.

Er kannte die Stimme der Vermehren, es mußte also irgendwo eine kleine Fehlerquelle sein.

Biblis wandte den Kopf und flüsterte Heinersdorf etwas zu.

Und in diesem Augenblick geschah das, was sich niemand zu erklären vermochte.

Der Gesang riß ab, das Orchester spielte weiter.

Jutta griff mit den Händen an die Schläfen, und ehe noch der herbeispringende Bassist, der den Seher gab, sie auffangen konnte, stürzte die Sängerin neben dem Ruhebett zu Boden.

Ein heftiges Klopfen des Dirigenten, nur eine Geige wimmerte nach, die Musik verstummte.

Man sah noch verschiedene Personen, kostümiert und in Zivil auf die Bühne eilen, dann schloß sich der Vorhang.

Das alles spielte sich im Zeitraum einer halben Minute ab, so schnell, daß die Herren im Zimmer des Ingenieurs noch erschreckt auf ihren Plätzen verharrten, als Reuth eilig den Empfänger ausschaltete und zu Gisela funkte: „Was ist geschehen? Sofort Antwort!“

Der Geheimrat warf seinen Stuhl zurück und sprang auf.

Sein Antlitz war bleich.

Mit verzerrtem Munde stieß er hervor: „Meinen Wagen! Bitte, meine Herren, schnell meinen Wagen!“

Corbach stürzte hinaus, um den Chauffeur zu benachrichtigen, der in der Nähe das Auto untergestellt hatte.

Reuth griff ein.

„Einen Augenblick, Herr Geheimrat, ich erhoffe umgehend Nachricht vom Sender, es wird ein leichter Unfall sein, mehr nicht!“

Heinersdorf sagte: „Auch ich muß sofort zur Volksoper, um für Ersatz zu sorgen! Nein — so etwas! Beruhigen Sie sich, Herr Geheimrat, eine kleine Axtaxe, die vielleicht in einer Viertelstunde vorüber ist — —.“

Abseits stand der Doktor und folgte diesen Vorgängen mit unbeweglichem Gesicht!

Was sich da wohl wieder einmal hinter den Kulissen abgespielt haben mochte! War diese Erkrankung ein Zufall, hing sie mit Ereignissen zusammen, die er noch nicht kannte?!

Wenige Minuten später eilte Reuth zum Apparat. Ein Lämpchen glühte auf: „Ohnmachtsanfall der Künstlerin! Nicht gefährlich, aber Auftreten heute unmöglich. Man sucht nach Vertretung!“

Draußen bellte scharf die Hupe des Autos, das Corbach herbeischaffte.

In großer Hast ging die Verabschiedung vor sich. Der Ingenieur begleitete die Herren durch den Vorgarten.

Gregorius blieb allein. Kaum schloß sich die Tür, so hing er am Fernsprecher und benachrichtigte Huhn.

Als Ernst, noch sichtlich bedrückt über diese unerfreuliche Wendung der Dinge, eintrat, sprach ihm der Kritiker sein Bedauern aus.

Dann fuhr er fort: „Bitte, tun Sie mir den Gefallen und brechen Sie die Uebertragung der Oper nicht ab — —.“

Reuth fiel ein: „Ich wollte grade meine Verlobte benachrichtigen, den Sender auszuschalten, weil es keinen Zweck hat — —.“

Der Kritiker hob beschwörend die Hände: „Doch — doch! Herr von Huhn kommt im Flugzeug her. In einer halben Stunde kann er hier sein. Wir sind völlig ungestört! Lassen Sie diese Gelegenheit nicht vorübergehen, diesem warmen Gönner eine Probe Ihrer Erfindung zu zeigen.“

Nach einigem Zögern willigte der Ingenieur ein.

Er war auch gespannt darauf, wie dieser Abend weiter verlaufen werde und benachrichtigte Gisela, daß man die Aufnahme bis zum Schluß durchführen wollte.

Der Empfänger wurde eingestellt, und zehn Minuten später trat ein Herr vor die Rampe, der dem erregten Publikum mitteilte, daß dank der zufälligen Anwesenheit von Frau Murnau im Theater die Vorstellung fortgesetzt werden könne. Frau Murnau werde die Rolle der Ingeborg übernehmen, man bitte angeichts der ganzen Umstände um ein wenig Nachsicht für die Sängerin.

Und die Vorstellung ging weiter. Gregorius interesselte es besonders, wie die in den Hintergrund gedrängte Murnau ihre Aufgabe lösen werde.

Er hielt mit seinem Lob nicht zurück, denn die Dame war nach jeder Richtung hin ihrer Aufgabe gewachsen. In der Mitte des zweiten Aktes kam von Huhn.

Man vermied eine langatmige Begrüßung, um die Darstellung nicht zu stören, und der Bankier nahm auf demselben Stuhle Platz, wo vorher Biblis gesessen hatte.

Als der Aufzug beendet war und der Vorhang sich schloß, wollte der Beifall kein Ende nehmen, und die Murnau mußte sich immer wieder dem begeisterten Publikum zeigen.

Reuth schüttelte im stillen den Kopf.

Wie herzlos war doch die Masse! Er wußte nicht, daß Feinde und Feindinnen Juttas geflissentlich im Theater verbreiteten, der Ohnmachtsanfall sei nur maskiert. Fräulein Vermehren habe nicht singen wollen, daß Eifersüchteleien mißspielten, und was an unerfreulichen Dingen mehr zu berichten war.

So kam es, daß das Publikum sich auf Frau Murnaus Seite stellte, und der Abend für die Dame ein ganz großer Erfolg wurde. In der Pause zwischen dem zweiten und dritten Aufzug überschüttete Herr von Huhn den Erfinder mit Lobsprüchen.

Es stand bei dem Bankier fest, daß er die Erfindung erwerben müsse, koste es, was es wolle.

(Fortsetzung folgt.)

Alexandra.

Novelle von Wolfgang Federau.

„Nein,“ sagte Schebratow und blickte mit festen Augen auf seinen Gast, während er nervös seinen asiatisch herabhängenden Schnurrbart zuckte. „Sie brauchen meiner Frau gar nicht so mühselig nachzuschauen — Alexandra hat sich längst damit beföhnt, zu hinken, ein halber Krüppel zu sein. Mitleid verdient höchstens ich, der ich sie geheiratet habe, ohne sie zu lieben und mählich beginne, sie zu hassen, ohne mich von ihr trennen zu können.“

Sie kennen eben die ganze Geschichte nicht — wie das alles kam. Diese verfluchte Revolution drüben hat schuld —

Das war 1920 — irgendwo unten in Rußland. Ich war Kommandant des sogenannten Donez-Detachements vom General Wrangel, wir lagen bei Ugolni. Sie müssen sich mal vergegenwärtigen, wie damals alles drunter und drüber ging in Rußland — das heißt, ein richtiges Bild können Sie als Deutscher sich gar nicht davon machen . . .

Aber jedenfalls war es so: Die weiße Front — unsere Front — im Abbröckeln, überall klappten bereits riesige Lücken. Ich hatte seit Wochen keine Verbindung mehr mit dem Hauptquartier, bestand mich mit meiner Handvoll Leuten, deren Schicksal in meiner Hand lag, wie auf einer Insel — umbrandet von den Roten, die sich bereits in einem starken Reil zwischen uns und das schützende Hinterland im Südwesten geschoben hatten.

Es war eine verdammt schwierige Situation — wir sahen halbwegs in einer Mausefalle, und ich hatte einweilen nicht die geringste Ahnung, wie wir uns herausretten sollten. Meine Leute wußten alle, daß es um Sein oder Nichtsein ging, und meine Offiziere natürlich erst recht. Wenn die Roten erst mal genau unsere Stellung herausbekamen und merkten, wie kümmerlich das Häufchen war, das ihnen gegenüberstand, waren wir verloren.

Aber wir waren alle so begeistert und hoffnungsfreudig — die letzten Mitteilungen von der Südwestfront, die uns zu Ohren gekommen waren, berichteten von großen Erfolgen Wrangels. Am begeistertsten war Alexandra — und am fanatischsten. Man hatte ihren Vater erschlagen vor einem Jahr, in Purzef — hingeschlagen wie ein Stück Vieh. Ihre Mutter hatte die Bluttat ansehen müssen, ohne helfen zu können, und war aus Gram in halber geistiger Unmachtung bald darauf gestorben. Seitdem war Rache der beherrschende Trieb in Alexandras Seele. Sie war die Gattin meines Leutnants Michail Terassow, eines zarten, sensiblen, etwas schwärmerischen jungen Menschen — wie sie zu diesem Mann kam, werde ich nie begreifen.

Alexandra jedenfalls war tapfer, stark, robust, mit einem sportgestählten Körper. Schön, aber ein halber Mann. Sie bettelte so lange, bei mir dienen zu können, mit ihrem Gatten zusammen, bis ich „ja“ sagte. Es war nicht richtig, natürlich. Aber es geschah so viele ungläubliche Dinge in jener Zeit. Wir steckten sie in eine Uniform und, bei Gott, einen besseren Soldaten habe ich nie gehabt. Mangel ertug sie alle Anstrengungen und Strapazen, und was ihren Mut anbelangt, mancher Mann hätte sich davon ein Stück abschneiden können. Es war beinahe unnatürlich — sie hätte nicht leisten können, was sie in der Tat leistete, wenn ihr abgrundtiefer Haß ihrem Körper und ihrer Seele nicht immer wieder neue Antriebskraft gegeben hätte.

Die Unmöglichkeit einsehend, unsere exponierte Stellung weiter zu halten, hatte ich mich entschlossen, mich in der nächsten dunklen Nacht vorzüglich von unserem Feind zu lösen und zu versuchen, nach Südwesten auszuweichen. Eine schwierige Aufgabe, bei der alles darauf ankam, die Gegner über unsere Bewegung und unsere Stärke im unklaren zu lassen. Schwierig? Was sage ich! Die Sache war beinahe hoffnungslos, weil wir durch mehr als zehn Kilometer über ein völlig ebenes Gelände marschieren mußten, wo kein Baum, kein Strauch uns Schutz und Deckung gewährte. Aber es mußte versucht werden.

Als es soweit war, gab ich strengsten Befehl, jedes, aber auch jedes Geräusch zu vermeiden. Es galt, sich mit der Gewandtheit und Lautlosigkeit von Indianern fortzubewegen. — Die Leute verstanden mich gut. Sie wußten, was auf dem Spiele stand, und ich konnte mich auf sie verlassen, unbedingt.

Die Sache ließ sich gut an, wirklich. Aber das Unglück wollte, daß wir auf einen vorgehobenen Posten der Roten stießen, an einer Stelle, wo wir bestimmt kein Hindernis erwarteten. Natürlich hatte ich eine derartige Möglichkeit in den Umkreis meiner Berechnungen gezogen. Es galt nun, diesen Vorposten zu überwältigen, ohne von der Schußwaffe Gebrauch machen zu müssen — mit dem Seitengewehr, mit der nackten Faust, wenn's nicht anders ging.

Aber es waren ihrer zu viele — es war einer zu viel! Diesem einen gelang es, den Revolver zu ziehen — der Schuß traf Alexandra, die mit einem unterdrückten Schrei zu Boden fiel, das Gesicht in der Erde vergrabend.

Ich sagte Ihnen ja schon von Michail Terassow — wie er war: zart, empfindlich, leicht aus der Fassung zu bringen. Ein halber Mann, keine solche Landsknechtsnatur wie meine anderen Leute — obgleich . . . ich gebe es zu . . . es schwer gewesen sein mußte, auch für andere, in diesem Augenblick ein ganzer Mann zu sein.

Jedenfalls — als Michail sein Weib zu Boden stürzen sah, sank er in die Knie, heulte wie ein Kind, küßte sie. Sprang dann plötzlich auf, schrie laut, durchdringend, verzweifelt — in dem Hagenden Ton eines Tieres, das das Bell des Schlächters über seinem Kopfe aufblitzen sieht.

Ich preßte ihm die Hand vor den Mund, um ihn zum Schweigen zu bringen. Aber die Verzweiflung gab ihm Riesenkräfte — er stieß mich zurück und brüllte wieder wild, tierisch, daß ich glaubte, man müsse es bis ans Ende der Welt hören.

Sicher hat er Alexandra wahnsinnig geliebt — sie besaß alles das, was ihm fehlte, und war zudem ein wirklich schönes Weib. Aber ich — nun ich wußte, daß das Leben von tausend Menschen von meiner Haltung in diesem Augenblick abhing — jeden Augenblick mußte ich befürchten, daß die Scheinwerfer der Roten aufstanden wie auf einem großen, flachen Teller.

Ich hatte keinen Augenblick zu verlieren. Ich suchte wohl nach einem Ausweg — aber schließlich gab es nur eine Möglichkeit, den schreienden, fast irrstinnigen Mann zum Schweigen zu bringen. Ich hielt ihm meine Pistole an die Stirn und drückte ab — er sank in sich zusammen und war sofort tot.

Tausend Menschen — bedenken Sie wohl! Alles geschah im Verlauf weniger Sekunden — es gab keine Zeit zum Ueberlegen. Heute noch, nach acht Jahren — wenn ich daran denke, so weiß ich: ich konnte einfach nicht anders handeln.

Wie wir dann doch aus diesem Hexenkessel herauskamen, das gehört nicht mehr hierhin. Es gelang uns sogar, Alexandra in Sicherheit zu bringen — wir wollten sie nicht in die Hände der Roten fallen lassen. Anfänglich glaubten wir ja, sie wäre tot, aber später stellte es sich heraus, daß die Kugel ihr nur die Kniegelenke zerschmettert hatte. Sie war vor Schmerz ohnmächtig geworden, ermachte während des Transportes. Ich brachte sie im Evakuationslager unter — jagte ihr, Michail wäre bei dem Vorpostengefecht gefallen, als Held.

Was sollte ich sonst sagen? Die Wahrheit wäre zu grausam gewesen. Sie hörte mich an, ohne zu wissen — ja, es schien mir, daß ein dankbares Lächeln über ihre Lippen huschte, als ich mit großer Verehrung ausmalte, wie tapfer sich ihr Mann geschlagen hätte, damals . . .

Vor fünf Jahren traf ich sie wieder, hier in Berlin, wohin uns das Schicksal auf mancherlei Umwegen verschlagen hatte. Sie hinkte und war ein halber Krüppel — es ging ihr sehr schlecht, zumal sie die Sprache nicht recht beherrschte, und das Leid um Vergangenes hatte bereits herbe Blüten in ihr einst so schönes, junges und kühnes Gesicht gezaubert.

Wir begegneten uns häufig — und jedesmal war ihr Anblick ein stummer Vorwurf für mich. Ich fühlte mich in irgendeiner Art verantwortlich für sie, für ihr Schicksal. Gatte ich nicht ihren Mann getötet, hatte ich sie nicht ihres Ernährers beraubt — war es nicht meine Schuld, daß sie nun in fremdem Lande, fern von der Heimat, so einsam, so hoffnungslos dahinleben mußte?

Als ich diese Vorstellung nicht länger ertragen konnte, habe ich Alexandra schließlich geheiratet. Es ging mir gut, zum mindesten erträglich — ich habe ein bißchen Glück gehabt, hier — und ich wollte versuchen, ihr wenigstens die Sorge um ihre Existenz von den Schultern zu nehmen, ihr ein Zuhause zu schaffen.

Ich habe sie geheiratet — trotzdem ich sie nie geliebt habe, trotzdem sie lahmt und ein Krüppel ist. Ich glaube, ich würde mich daran gewöhnen — und ich habe mich daran gewöhnt.

Aber das andere — was für eine Dual! Wenn ich ihr, wieder und wieder, erzählen muß, wie Michail starb, heldenhaft mit seinen Feinden ringend — Mangel lächelnd starb für sein geliebtes Vaterland, das heilige Mutterland Rußland. Ich glaube, sie hat immer Angst gehabt, Michail würde im entscheidenden Augenblick sich nicht recht bewähren — sie glaubte im Innersten nicht an sein Selbentum, deshalb muß ich es ihr so oft bestätigen.

Ich tue es, natürlich . . . und blide dabei auf meine Hände, über die sein Blut hinweggespritzt ist, das Blut ihres Mannes, den ich getötet habe. Ich erinnere immer neue Einzelheiten dieses Gefechtes, die geeignet sind, Michail im besten Licht erscheinen zu lassen. Aber einmal, fürchte ich, kommt der Tag, wo ich an dieser großen Lüge meines Lebens zusammenbrechen muß.

Doch — pft, pft . . . da kommt Alexandra zurück. Verraten Sie sich nicht — verraten Sie mich nicht . . .

Da bist du ja wieder, Lex — ich habe eben unserm Freund hier erzählt, wie Michail gestorben ist — er war voller Bewunderung! . . .

Der Rauschgiftkrieg der Zukunft. Ein amerikanischer Gelehrter prophezeit.

Aus Newyork wird uns geschrieben:
Seit dem Ende des Weltkrieges wurde oft und oft der Versuch gemacht, das mutmaßliche Bild des Zukunftskrieges auszumalen.

Nun überrascht Dr. Gustav Eglow, ein hervorragender amerikanischer Chemiker, der insbesondere als Spezialist für Giftgase gilt, mit einer seltsamen Behauptung. Er ist der Ansicht, daß der Zukunftskrieg, dank der Chemie, bei weitem harmloser und viel weniger furchtbar ausfallen werde, als alle Kriege der Vergangenheit. Es wird kein Krieg der Giftgase sein, wie man das bisher geglaubt hat, sondern ein Krieg der Markotika. Ein Kampf, dessen Verlauf ein ganz anderes Bild ergeben werde, wie das aller anderen Kriege der Weltgeschichte.

In Amerika werden, meint Eglow, bereits seit langer Zeit Markotika in ungeheuren Mengen hergestellt, die auf den mensch-

lichen Organismus eine eigenartige Zwangung auslösen. Sie setzen die Menschen in einen tiefen, bewußtlosen Schlaf und rufen gleichzeitig eine Lähmung von Händen und Beinen hervor, die diesen Schlafzustand um einige Zeit, je nach der Dosisierung auch um einige Tage, überdauert. Diese Morfotika, deren verschiedene Varianten auch in Chicago in mehreren Betrieben seit Jahren hergestellt werden, würden die Hauptwaffe des humanen Zukunfts-Krieges sein.

Dr. Eglow ist zweifellos ein Optimist. Das geht auch aus der Schilderung hervor, die er über einen Krieg mittels Morfotika entwirft. „Ganze Städte,“ meint Eglow, „können in wenigen Stunden mit Hilfe von Flugzeugen bergast werden. Die Bomben, die so ein Flugzeuggeschwader auf eine Stadt oder auf die Stellungen der feindlichen Armee abwirft, zerstören nicht. Sie verbreiten nur das lähmende und einschläfernde Gas, von dem bereits ganz geringe Mengen genügen, um die oben erwähnten Erscheinungen hervorzurufen.“ Eine Variante dieses Gases sei derart stark und schon in den geringsten Mengen desart wirksam, daß ein Schutz mittels Gasmasken nicht in Betracht kommt. Sollte man dennoch irgendwie neue Masken erfinden, die selbst die lähmende Wirkung dieses Gases abschirmen könnten, so wäre damit noch immer nicht geholfen, denn der Krieg wird nicht nur gegen die Soldaten, sondern gegen die Zivilbevölkerung der Städte geführt. Es sei nicht recht möglich, Millionen und aber Millionen Menschen mit solchen Masken zu versehen. Vorausgesetzt jedoch, daß man auch diese Kunst zuwege brächte, würde das Gas noch immer den Sieg davontreiben. Denn das Gas, das viel schwerer als die Luft ist, verbleibt viele Tage lang in den über dem Boden liegenden tieferen Atmosphärenschichten. Nun lassen sich aber solche Gasmasken, die irgendwie gegen Gase von ähnlicher Wirkung schützen könnten, nicht tagelang beständig tragen.

Der Kriegsschauplatz der Zukunft werde daher ein ganz anderes Bild gewähren, als das bisher der Fall gewesen. Keine Leichenfelder mit Zehntausenden von Toten, keine zerstörte, dem Boden gleichgemachte Städte, sondern im Schlaf erstarrte Städte, gelähmt für eine kurze Zeit, die alle den Krieg überstehen werden, ohne Tote, ohne Krüppel, ohne Verletzte.

Zigeuner als Zeitungsverleger.

Die über die ganze Welt verstreuten Söhne eines rätselhaften Volkes, die Zigeuner, haben plötzlich Sehnsucht nach einer Zigeunerzeitung bekommen. Obwohl man annehmen kann, daß die meisten von ihnen weder lesen noch schreiben können, hat ihr Plan nun doch Gestalt angenommen, und in Warschau, der Hochburg der Zigeuner, wird demnächst die erste Zigeunerzeitung erscheinen. Redakteure, Berichterstatter, Setzer und Drucker, alle sind sie Zigeuner, Menschen, die einst in Zelten schliefen und ihr Zelt abbrachen, wenn es ihnen gefiel. Darum muß man diesen Zigeunerredakteuren doch einiges Mißtrauen entgegenbringen. Werden sie ihr Nomadenleben lange aufgeben können? Wird sie nicht, wenn sie mit der großen Redaktionschambre in haßerfüllten Redaktionszimmern arbeiten und plötzlich ein Sonnenstrahl ins Zimmer fällt, die alte, ewige Sehnsucht packen, daß sie die Schere fallen lassen und ihr Kängel schnüren und hinauswandern in die weite Welt? Was brauchen sie Zeitungen!

Zweifellos erscheint sie nun doch. Man darf auf ihr Wohlergehen gespannt sein. Uns scheint, daß sie mehr von den sogenannten Gebildeten gekauft werden dürfte, als von denen, für die sie eigentlich bestimmt ist. Der Gebildete wird sie aus Interesse kaufen und sein Interesse bald erlöschen fühlen, wenn er ein paar Nummern der Zigeunerzeitung gelesen hat.

Da die Zigeuner des Ostens und des Westens die gleiche Sprache sprechen und lesen, soll die Zeitung sowohl in der östlichen, als auch in der westlichen Erdhälfte vertrieben werden.

Achten Sie in einiger Zeit auf die Zeitungskioske. Vielleicht finden Sie bald die erste Zeitung der Zigeuner.

Reklame.

Zur Nachahmung empfohlen.

Reklame ist alles. Wer Geschäfte machen will, muß Reklame machen, sonst steht das Geschäft still. Wer die beste Reklame macht, bekommt den größten Umsatz. Das ist eine Geschäftswissenschaft, die sich jeder Kaufmann angeeignet hat, nur das Maß ist verschieden und der Erfolg.

Auf der Suche nach immer neuen Reklamebildern hat nun unzweifelhaft der Kaufmann Morris Lowenstein im Städtchen Valparaiso in den Vereinigten Staaten den Vogel abgeschossen. Morris Lowenstein ist der Besitzer eines Lebensmittelgeschäftes und verkauft vornehmlich Konservenpörgel, Würfelzucker und Serringe, also gewiß Dinge, die abzusetzen sind. Nun war er mit dem gewöhnlichen Absatz nicht mehr zufrieden, er wollte bedeutend mehr Konservenpörgel, Würfelzucker und Serringe absetzen. Aber die Konkurrenz, die war zu stark. Da half eben nur Reklame, neue, große, einzigartige, überwältigende Reklame. Und Morris Lowenstein hatte eine Idee. Eine große, einzigartige, überwältigende Idee, mit der er alle Konkurrenten aus dem Feld schlug.

Eines Morgens sah man in seinem Schaufenster ein Plakat hängen, auf dem zu lesen stand, daß auf alle Wareinkäufe im Werte von mindestens 25 Dollar eine 25-Meilen-Rabrt mit dem Flugzeug gewährt wird. Gratis natürlich.

Man kann sich den Erfolg dieser Reklame denken. Ueber Nacht brach in Valparaiso das Flugzeuggeschäft aus. Man stürmte den Laden des glücklichen Morris Lowenstein. Jeder wollte für 25 Dollar Serringe, Konservenpörgel und Würfelzucker kaufen. Und dann flogen sie. Nicht etwa aus dem Laden, sondern richtig im Flugzeug. Und nicht nur die Leute in Valparaiso, auch aus anderen Städten und Dörfern kamen sie zu Morris Lowenstein, kauften für 25 Dollar und flogen einmal gratis. Schließlich hatte Morris Lowenstein keine Serringe, keinen Würfelzucker mehr. Alles war ausverkauft, gewissermaßen in die Luft geflogen. Und Lowenstein, der Reklamekönig, stand da im Bewußtsein seiner Idee und schmunzelte: Ich habe meinem Geschäft Flügel verliehen.

Aus aller Welt.

Max Reinhardt auf der Weltausstellung in Barcelona. Max Reinhardt ist von der Leitung der für 1929 angekündigten Weltausstellung in Barcelona eingeladen worden, in einer für ihn besonders typischen Inszenierung dort zu gastieren. Max Reinhardt wird voraussichtlich „Sumurun“ zur Aufführung bringen.

Der modernisierte „Lumpazivagabundus“. Nestrovs berühmte Pöffe „Lumpazivagabundus“ ist jetzt unter Verwendung der Nestrovschen Fortsetzung des „Lumpazivagabundus“: „Die Familien Leim, Zwirn und Anieriem oder der Weltuntergang“ modernisiert worden. Ernst Marischka und Anton Kuh haben den Text neu bearbeitet, der bekannte Operettenkomponist Bruno Granichsiedler hat aus Alt-Wiener Melodien eine neue Musik zusammengestellt. Dem Vernehmen nach soll das Werk als Alt-Wiener Revue, als großes Ausstattungstück im nächsten Frühjahr an einer der Wiener Reinhardt-Bühnen zur Uraufführung kommen.

Eine Riesentorte. Neuseeland rühmt sich, die englischste der großbritannischen Kolonien zu sein. Die Traditionen des Mutterstaats werden dort mit peinlichster Gewissenhaftigkeit beobachtet. Es gibt daher zu Weihnachten kein Haus in Neuseeland, in dem nicht der übliche Pudding hergerichtet würde. Zu Weihnachten 1927 hat Herr Mac Cumbez, ein reicher Viehzüchter in der Umgebung von Dunedin, für sein Personal die größte Torte, die jemals hergestellt wurde, gestiftet, nämlich einen Pudding, der nicht weniger als 1400 Kilogramm wog und hundert Kilogramm Korinthen und kandierte Früchte enthielt. Es blieb nichts von ihm übrig. Leider ist nicht gesagt, wieviel Flaschen verbraucht wurden, um ihn zu begießen.

Unmenslicher Tod eines Soldaten. Die Italiener haben, wie alljährlich, ihre Manöver auch diesmal im Banatal abgehalten. Vor Beendigung der Manöver hat sich ein Soldat, ein Deutsch-Südtiroler, etwas zuschulden kommen lassen und wurde in einer alten österreichischen Kaverne auf der Nubria zur Strafe angebunden. Zur Bewachung wurde ein Soldat als Posten aufgestellt. Der Angebundene fing in der finsternen Kaverne plötzlich furchtbar zu schreien an. Der Posten meldete dies seinem Kapitän, der sich jedoch nicht weiter darum kümmerte. Als der Soldat zur Kaverne zurückkam, war bereits alles still geworden. Er hielt nach oben und fand den Angebundenen bereits tot vor. Bei der näheren Besichtigung bemerkte der Soldat, daß an der Wange des Toten eine Hornvipere hing. Später hat sich dann herausgestellt, daß der Angebundene von mehreren Hornvipern gebissen wurde, deren Gift keinen sofortigen Tod herbeiführte. Als der Kapitän von dem qualvollen Tod des Soldaten erfuhr, verübte er Selbstmord.

Das Profobil am Eisenbahndamm. In der Nacht passierte ein Lastzug, auf dem unter anderem auch Mauttierköpfe verladen waren, eine Station in der Nähe von Brescia. Gleich darauf bemerkten einige Reisende eine lebende Waise mit leuchtenden Augen, die sich zwischen den Eisenbahnschienen fortbewegte. Bei näherer Untersuchung stellte sich heraus, daß es sich um ein respektables Profobil handelte, das auf irgendeine Weise aus einem der Käfige in dem kurz vorher vorbeigefahrenen Lastzuge entwichen sein mußte. Es gelang nach einiger Mühe, das Tier einzufangen und wieder in einem Käfig unterzubringen.

Fröhliche Ecke.

Das Ochsenbildnis. Der Tiermaler Bügel fand durch Zufall in einer Kaufmannsfamilie ein Bild wieder, das einen Ochsen darstellte. Bügel hatte es in seiner Jugend gemalt, es war eines seiner ersten Werke, und er hätte das Bild gern wieder besessen. — Er fragte also den Kaufmann, ob er es ihm verkaufen wollte. Der Kaufmann aber weigerte sich hartnäckig, und alles Zureden des Malers half nichts. „Ich bezahle Ihnen jeden Preis,“ erklärte Bügel. „Nein, ich verkaufe es nicht. Wir haben es von meinem Onkel geerbt, und ich verkaufe es eben nicht.“ — Vergerlich griff Bügel zu seinem Hute: „Entschuldigen Sie, wenn ich geahnt hätte, daß es sich um ein Familienbild handelt, hätte ich den Wunsch überhaupt gar nicht ausgesprochen.“

Originelle Antwort. Bati kommt heim. Sieht Klein-Aischen mit jenem blondköpfigen und roten Augen am Fenster stehen. „Nun, Aischen, was ist denn los?“ Noch tieferes Kopfschütteln. „Schweigen.“ „So rede doch, Aischen; Galt du geweiht?“ Aischen schluckt ein paarmal. Dann meinte sie: „Wenn du durchaus alles wissen willst — ich hab' mit deiner Frau wieder mal einen schauderhaften Krach gehabt!“